

## Exkurs 3

## Wie Terroristen uns Journalisten benutzen

Bastian Berbner

Bei jedem Anschlag erfüllen Journalisten aufs Neue das Kalkül der Attentäter. Warum nur? Und was können wir dagegen tun?

Betroffenheit ist endlich. Nach dem Anschlag auf das französische Satiremagazin *Charlie Hebdo* versammelten sich knapp 20.000 Menschen zur Mahnwache vor dem Brandenburger Tor, in Solidarität mit den Opfern sangen sie die *Marseillaise*, auf ihren T-Shirts stand „Je suis Charlie“.

Zehn Monate später, als Terroristen wieder in Paris zuschlugen, kamen nicht mal mehr 2.000 Menschen zum Brandenburger Tor. Den *Brennpunkt* im Ersten aber schauten knapp zehn Millionen.

Einige Monate später griffen Terroristen in Brüssel an, dann in London, den Fernseher schalteten nur noch jeweils sechs Millionen ein, zum Brandenburger Tor kam kaum noch jemand.

Nach dem Anschlag in Barcelona registrierte die ARD nur noch etwas mehr als vier Millionen Zuschauerinnen und Zuschauer. Mahnwachen gab es keine mehr.

Es waren ja auch so viele Anschläge in den vergangenen Jahren. Hannover, Essen, Würzburg, Ansbach, Berlin, Hamburg, Kopenhagen, London, Nizza, Brüssel, St. Petersburg, Stockholm, Manchester, London, mehrmals Paris, mehrmals Istanbul, und das sind nicht mal alle. Ich wette, bei einigen dieser Städtenamen mussten Sie kurz nachdenken, was dort eigentlich passiert ist. Vielleicht kommen Sie nicht mal mehr drauf. Ging mir genauso, als ich anfang, diesen Text zu schreiben.

Irgendwo auf dieser Anschlagstrecke hat unser Mitleid abgenommen.

Wir sehen die neuesten Terror-Bilder im Fernsehen, aber wir blicken auf sie nur noch wie auf einen Unfall auf der Autobahn. Kurzes Hinsehen, ein Moment der Erschütterung. Dann kehren wir zurück in unsere emotionale Komfortzone.

Furchtbar, wie wir abstumpfen, oder?

Nein, im Gegenteil. Ich glaube, etwas Besseres kann uns gar nicht passieren.

Wenn es um die Frage geht, wie man die Anschläge verhindern kann, dann ist meist von schärferen Gesetzen die Rede, von zusätzlichen Polizistinnen und Polizisten, von neuen Geräten zur Gesichtserkennung. Obwohl jeder weiß, dass sich damit nicht alle Atten

**Bastian Berbner**

Redakteur der Wochenzeitung *DIE ZEIT*.  
Jüngst erschien sein Buch *180 Grad -  
Geschichten gegen den Hass*.

täterinnen und Attentäter stoppen lassen. Sie werden schon eine Methode finden, um zuzuschlagen.

In Wahrheit gibt es ein viel effektiveres Mittel zur Terrorbekämpfung. Eines, das den Terrorismus als Ganzes attackiert und nicht die einzelnen Terroristen. Das Herz der Hydra und nicht ihre vielen Köpfe.

Man kann es Abstumpfung nennen. Ich würde es positiver formulieren: gezieltes Desinteresse.

Das mag im ersten Moment zynisch klingen, vor allem für die Opfer von Terroranschlägen und ihre Angehörigen. Aber man muss sich vergegenwärtigen, wie Terrorismus funktioniert – und sich an den Dezember 2016 erinnern.

Anis Amri fuhr damals mit einem Lastwagen in den Weihnachtsmarkt auf dem Berliner Breitscheidplatz. Er zerquetschte Buden und überrollte Menschen, und er schaffte es, den Sicherheitsbehörden zu entweichen. Dennoch wussten sie genau, nach wem sie suchen mussten. Amri winkte auf der Flucht in eine Überwachungskamera. Im Lkw ließ er netterweise seinen Ausweis liegen.

Auch der Nizza-Attentäter, der 86 Menschen überfuhr, platzierte seinen Führerschein im Lkw.

Im Fluchtwagen der *Charlie Hebdo*-Attentäter fand die Polizei ebenfalls einen Ausweis.

Da fliehen Terroristen, und anstatt ihre Identifizierung zu erschweren, zeigen sie ihren Ausweis?

Natürlich ist das keine Unachtsamkeit, kein Fehler. Die Terroristinnen und Terroristen machen das für Leute wie mich, für uns Journalistinnen und Journalisten. So wie sie Videobotschaften ins Netz laden oder Bilder der Tat bei Facebook posten. Sie wollen, dass wir Artikel über sie schreiben, dass wir ihren Namen in möglichst großen Buchstaben auf die Titelseite drucken und ein Foto von ihnen dazustellen. Sie wollen, dass das ganze Land von ihnen erfährt, am besten die ganze Welt.

Denn erst die öffentliche Aufmerksamkeit macht aus einem kriminellen Akt einen terroristischen. Ein herkömmlicher Mord und einer, der Terror verbreiten soll, sind einander im Kern sehr ähnlich: Ein Mensch ermordet einen anderen. Der Unterschied ist das Motiv. Morde, etwa aus Gier oder Eifersucht, gelten ganz bestimmten Personen, sonst ergeben sie keinen Sinn. Die Täterin oder der Täter hofft darauf, dass möglichst wenige Menschen von ihrer bzw. seiner Tat erfahren, am besten niemand. Je geheimer, desto besser.

Bei einem Mord, der zum Terroranschlag werden soll, ist es genau umgekehrt. Die Opfer sind symbolisch, oft willkürlich ausgewählt, es kann jeden treffen – Partygänger, Fußballfans, Teenager auf einem Popkonzert. Und möglichst viele Menschen sollen von der Tat und der ausführenden Person erfahren. Je öffentlicher, desto besser.

Im Jahr 2016 gab es einen Anschlag, der im Getöse der Großlagen von Brüssel, Paris und Berlin fast unterging, in dem sich aber das ganze Wesen des Terrorismus wie unter einem Brennglas studieren lässt. Schauplatz dieses Anschlags war das Dorf Saint-Étienne-du-Rouvray in der Nähe der nordfranzösischen Stadt Rouen.

Im vergangenen Jahr fuhr ich dort hin. Ich betrat die kleine, aus dicken Steinen gemauerte Kirche, in wenigen Minuten sollte der Gottesdienst beginnen. Vorne links saß ein gebeugter Mann mit grauen Haaren und grauer Jacke. Ich kannte ihn aus dem Fernsehen, hatte Fotos von ihm im Internet gesehen und in französischen Zeitungen von ihm gelesen – Guy Coponet, damals 88 Jahre alt. Nach dem Gottesdienst sprach ich ihn an, und er erzählte mir, was an dieser Stelle geschehen war.

Damals, am 26. Juli 2016, ist fast niemand zum Gottesdienst gekommen: nur Coponet, seine Frau, dazu drei Nonnen. Aber Coponet freut sich, denn es ist sein bester Freund, der Priester Jacques Hamel, der vorne am Altar steht. Mit seinen 85 Jahren ist Hamel längst im Ruhestand, doch manchmal hilft er noch aus. Kurz vor dem Ende des Gottesdienstes fliegt die Tür der Sakristei auf, und zwei schwarz gekleidete Männer stürmen herein. Sie halten Messer in den Händen und schreien „Allahu Akbar“. Einer der beiden stürzt sich auf den Priester, der noch ruft: „Weg mit dir, Satan!“, dann treffen ihn die Messerhiebe. Hamel bricht sterbend auf dem Altar zusammen.

Die Attentäter haben einen Menschen umgebracht, aber bisher haben es nur fünf Zeugen mitbekommen: das Ehepaar Coponet und die drei Nonnen. Damit aus dem Verbrechen Terror wird, muss sich die Tat aber abheben von den 13 anderen Morden, die im Durchschnitt jeden Tag in Europa verübt werden, von denen man aber kaum je erfährt.

Aus fünf Menschen müssen Millionen werden. Ein erster Schritt ist den beiden Männern in Schwarz bereits gelungen, als sie sich den Besuchern des Gottesdienstes zuwenden. Sie haben den Mord symbolisch aufgeladen: Sie haben einen Priester in einer Kirche umgebracht, sein Leiche liegt zu ihren Füßen, sein Blut befleckt den Altar. Aber das reicht nicht.

Einer der Attentäter geht zu Guy Coponet und drückt ihm ein Smartphone in die Hand, die Kamerafunktion ist schon aktiviert. Er sagt: „Opa, du filmst!“ Also hält Guy Coponet, ängstlich und überfordert, die Linse Richtung Altar und nimmt auf, wie der Attentäter über der Leiche seines besten Freundes posiert.

Ein Dschihadist mit blutigem Messer über einem toten Priester auf dem Altar einer christlichen Kirche in Europa – die Islamisten wissen um die Wirkmacht dieser Bilder. Auch Coponet weiß darum. „Ich dachte, sie werden das ins Internet stellen. Gefilmt habe ich trotzdem. Was hätte ich machen sollen?“

Nach einigen Sekunden kommt der Attentäter zurück und überprüft die Qualität der Bilder. Er sagt: „Opa, du zitterst ja kaum!“ Dann sticht er zu. Dreimal. In den Arm, in den Rücken, in den Hals. Coponet sinkt blutend zu Boden. Er stellt sich tot und betet.

Die Attentäter wenden sich jetzt den Frauen zu, die schockiert zwischen den Kirchenbänken stehen. „Wir dachten, jetzt sind wir dran“, erinnert sich Schwester Huguette, eine der Nonnen, eine zarte Frau von 80 Jahren. Stattdessen beginnen die Attentäter ein Gespräch. Einer trägt ihnen auf, so erinnert sich Huguette: Wenn ihr später im Fernsehen seid, sagt ihr: ‚Für jeden Anschlag in Syrien wird es einen in Frankreich geben.‘ Da wussten wir, wir werden überleben.“

Terrorismus ist Kommunikation. Attentäter wollen eine Botschaft senden. Nicht so sehr an ihre unmittelbaren Opfer, die drei Nonnen oder Guy Coponet und seine Frau, nicht so sehr an die Menschen vom Breitscheidplatz und die Konzertbesucher im Bataclan. Ihre

Botschaft gilt vielmehr: allen anderen. Oder im Jargon der Terrorismusforscher: dem „interessierten Dritten“.

Bei den allermeisten von uns, sagen wir 99 Prozent, zeigt sich dieses Interesse in Form von Angst, von Schrecken, manchmal auch von Rachelust. Wenn wir die weinende Schwester Huguette im Fernsehen sehen, wenn wir hören, wie sie vom Martyrium des Priesters berichtet, schütteln wir voller Entsetzen den Kopf, vielleicht halten wir schockiert die Hand vor den Mund, vielleicht erwischen wir uns bei dem Gedanken: Das muss man diesen Bestien heimzahlen!

Dies ist der Moment, in dem aus einem Verbrechen Terror wird.

Womöglich werden wir uns am nächsten Morgen in der U-Bahn fragen: Hat der Bärtige dort drüben etwas vor? Womöglich gehen wir für einige Zeit nicht mehr in den Gottesdienst. Barcelona soll schön sein, aber wäre ein anderes Reiseziel nicht sicherer? Muss man wirklich jedes Jahr auf den Weihnachtsmarkt?

Der Gedanke reicht. Wir waren bei den Anschlägen nicht dabei, haben nicht gesehen, wie Jacques Hamel zusammensackte, haben nicht gehört, wie das Holz der Weihnachtsmarkt-buden auf dem Breitscheidplatz barst. Dennoch ist die Angst in uns hineingekrochen. Wir sind terrorisiert.

Und ich bin schuld.

Natürlich nicht ich allein, sondern: wir Journalistinnen und Journalisten, also ich und alle meine Kolleginnen und Kollegen, die über Terrorismus berichten.

Die meisten Menschen erfahren von einem Anschlag durch eine Eilmeldung auf dem Handy, durch eine Nachricht in der *Tagesschau*, eine Stimme aus dem Autoradio oder einen Blick in die Zeitung. Auch wenn Politikerinnen und Politiker sich äußern, wenn zum Beispiel Angela Merkel einen Anschlag „aufs Schärfste verurteilt“ oder der Außenminister sein Bedauern ausdrückt, immer sind es Journalistinnen und Journalisten, die diese Stimmen mit ihren Kameras und Mikrofonen in die Wohnzimmer tragen.

Es ist schmerzhaft zuzugeben, aber wir Journalistinnen und Journalisten sind die Boten des Terrors, durch uns werden aus fünf verängstigten Menschen in einer französischen Provinzkirche Millionen verängstigte, wütende, nach Rache rufende Menschen in der ganzen Welt. Die *Tagesschau* berichtete über Hamel, genau wie CNN. Natürlich kann man jetzt den berühmten Satz zitieren: „*Don't shoot the messenger*“, was so viel heißt wie: Der Bote kann nichts für die Botschaft, die sie oder er überbringt. Nur, in diesem Fall stimmt das nicht.

Das ganze Tun der Terroristen zielt auf mediale Verbreitung ab. Es geht ihnen darum, uns Journalistinnen und Journalisten dazu zu bringen, möglichst viel, lang und sensationsbe-laden zu berichten. Deswegen wählen sie symbolische Ziele. Deswegen zwingen sie Guy Coponet zum Filmen. Deswegen lassen sie die Frauen leben. Was gibt es Schockierenderes als weinende Nonnen im Fernsehen? Den Attentätern von Rouen ist ein Toter mehr wert als sechs Tote.

Schon in den Fünfzigerjahren dachte ein algerischer Revolutionär laut darüber nach, was besser sei: zehn Feinde in einem abgelegenen Nest zu töten, und keiner kriegt es mit – oder einen einzigen in Algier, sodass am nächsten Tag Menschen in fernen Ländern und wich-

tige Politikerinnen und Politiker davon erfahren. Er formulierte damit das Leitmotiv des heutigen Terrorismus.

Die Terroristen benutzen uns Journalistinnen und Journalisten. Und wir lassen uns benutzen, wieder und wieder.

Terroristische Gewalt gab es immer schon, aber zu einem mächtigen Phänomen wurde sie erst in der Moderne. Wie die Braunschweiger Historikerin Carola Dietze schreibt, verbreitete er sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zunächst dort, „wo die Transport- und Kommunikationstechnologien besonders weit fortgeschritten waren und die politisch interessierte Öffentlichkeit besonders stark ausgeprägt war“. Das heißt: vor allem in Europa.

1858 schleuderte der Revolutionär Felice Orsini in Paris eine Bombe auf den Wagen des französischen Kaisers Napoleon III., in der Hoffnung, damit einen Volksaufstand auszulösen.

1881 ermordeten Anarchisten den russischen Zaren Alexander II., als er mit seiner Kutsche durch St. Petersburg fuhr.

1914 erschoss ein serbischer Nationalist in Sarajevo den österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und löste damit indirekt den Ersten Weltkrieg aus.

Alle drei Taten waren politische Morde, wie es sie zuvor schon gegeben hatte, seit Jahrtausenden, aber etwas war neu. Die Attentate fanden nicht im Verborgenen statt, sondern in der Öffentlichkeit, inmitten europäischer Metropolen. Es gab Hunderte Zeuginnen und Zeugen, und durch die Zeitungen und Telegrafen verbreiteten sich die schrecklichen Nachrichten innerhalb weniger Tage auf dem ganzen Kontinent.

Auf einmal hatten kleine terroristische Gruppen, selbst Individuen, ein Mittel gefunden, um mit wenig Aufwand das Weltgeschehen zu beeinflussen. Die Öffentlichkeit: Sie war eine Waffe geworden. Benutzt, je nach historischem Kontext, von faschistischen, antikolonialen, nationalistischen oder kommunistischen Kämpfern.

Terroristinnen und Terroristen wurden zu Propagandisten der Tat, aber auch des Wortes. Ulrike Meinhof, eine der Anführerinnen der RAF, war Journalistin. Im Juni 1970, noch vor den ersten Terroranschlägen der Gruppe, druckte der *Spiegel* unredigierte Auszüge aus einem RAF-Pamphlet, das Meinhof formuliert hatte. Jahre später, im September 1977, sahen die Deutschen, als sie den Fernseher einschalteten, einen erschöpften Arbeitgeberpräsidenten Hanns-Martin Schleyer, der in Todesangst aus der *Stuttgarter Zeitung* vorlas. Die RAF hatte ihn entführt. Nun machte sie die deutsche Öffentlichkeit zum Zeugen ihrer perfiden Inszenierung und setzte so die Bundesregierung unter Druck.

Die Medien- und die Terrorgeschichte sind untrennbar miteinander verbunden. Jedem medientechnischen Durchbruch folgt eine neue Ausprägung des Terrorismus.

Als das Fernsehen zum ersten Mal Olympische Sommerspiele live übertrug, 1972 in München, griffen Palästinenser das israelische Team an. Die Kameras schickten die Bilder um die Erde, niemand redete mehr über Sport, aber alle über den Nahen Osten.

Als Mitte der 1990er der Fernsehsender Al-Dschasira gegründet wurde, sandte Osama bin Laden seine Kuriere mit Botschaften in dessen Redaktion. Und so wie der *Spiegel* Meinhofs Worte gedruckt hatte, verbreitete der Sender Bin Ladens Gedanken.

Irgendwann ließ Al-Dschasiras Interesse an den Texten nach und Bin Laden änderte seine Strategie. Er ließ seine Kämpfer spektakuläre Anschläge organisieren, Bombenangriffe auf die US-Botschaften in Kenia und Tansania, eine Attacke auf ein amerikanisches Kriegsschiff – und schließlich, im September 2001, den erfolgreichsten Terroranschlag der Geschichte, der so perfekt inszeniert war, dass keine Redaktion der Welt eine Wahl hatte. Bis heute laufen die Bilder fast jeden Tag irgendwo im Fernsehen, und immer noch nützt es den Islamistinnen und Islamisten jedes einzelne Mal, wenn jemand das Flugzeug in den Turm einschlagen sieht.

Die islamistische Ausprägung des Terrorismus ist die bisher totalitärste. Die RAF griff Repräsentantinnen und Repräsentanten der politischen und wirtschaftlichen Elite an, Bin Laden zielte auf alle, die nicht seinem radikalen Islamverständnis folgten. Niemand sollte sich sicher fühlen, jeder sollte Angst haben.

Dann passierte etwas Entscheidendes. Mehr als hundert Jahre lang mussten die Terroristen durch den journalistischen Filter, um die Öffentlichkeit zu erreichen. Sie waren darauf angewiesen, dass Zeitungen und Rundfunk über sie berichteten. Mit der Verbreitung des Internets änderte sich das.

Die erste Terrorgruppe, die das systematisch ausnutzte, war die irakische Al-Qaida-Filiale. Als ihr Anführer, Abu Mussab al-Sarkawi, im Mai 2004 den amerikanischen Geschäftsmann Nicholas Berg enthauptete, wurde das Video davon innerhalb von 24 Stunden eine halbe Million Mal heruntergeladen. Die Terroristinnen und Terroristen hatten einen direkten Weg gefunden, brutalste Bilder in die Köpfe von Menschen überall auf der Welt zu pflanzen.

Wenig später kamen Kameras auf den Markt, die nicht größer sind als Streichholzschachteln. Zunächst filmten Extremsportler damit ihre spektakulären Skiabfahrten oder Skateboardsprünge, aber dann schnallte sich der Kleinkriminelle Mohammed Merah im März 2012 in der südfranzösischen Stadt Toulouse eine solche Kamera um die Brust. Er filmte, wie er in einer jüdischen Schule einen Rabbi und drei Kinder erschoss. Als eine Spezialeinheit zwei Tage später seine Wohnung umstellte, schnitt er gerade an seinem Laptop einen 24-minütigen Film zusammen.

Um kurz nach Mitternacht schaffte es Merah irgendwie, sich durch die Reihen der Polizei zu schleichen. Er hätte diesen Moment nutzen können, um zu fliehen. Stattdessen ging er zum Briefkasten und schickte den USB-Stick mit dem Film ans Pariser Büro von Al-Dschasira. Dann kehrte er zurück in seine Wohnung. Wenig später wurde er erschossen.

Wenige Jahre später gab sich der Islamische Staat nicht mehr damit zufrieden, seine Aufmärsche, Angriffe und Hinrichtungen einfach nur aufzuzeichnen. Seine Propagandisten filmten aus mehreren Perspektiven, montierten die Bilder hollywoodartig zusammen, unterlegten sie mit dramatischer Musik und stellten sie ins Netz.

Und wir Journalisten verbreiteten sie weiter. Die Kolleginnen und Kollegen in den Fernsehredaktionen konnten ja nicht einfach ins Kalifat fahren und drehen. Also benutzten sie die Filme, die der IS selbst produziert hatte. Sie schrieben zwar klein in irgendeine Ecke „Propagandavideo“, aber natürlich änderte das nichts: Die Zuschauer sahen trotzdem Bilder, die der IS selbst von sich zeichnete. Bilder von Enthauptungen, gepixelt zwar,

aber die Fantasie füllte die Lücken. Videos von Kämpfenden, die in die Kamera lächelten und erzählten, wie sie es genießen, Ungläubigen mit stumpfen Säbeln den Hals durchzuschneiden.

So wurde der IS in unseren Köpfen zur Inkarnation des Bösen. Nach dem Anschlag in Barcelona titelte die Londoner *Times*: *Evil Strikes Again*. Das Böse schlägt wieder zu. Nicht ein paar Durchgeknallte, nein, das Böse schlechthin, nicht weniger als das! Jubel bei den Terroristinnen und Terroristen. Ziel erreicht. Alle haben Angst.

Der Effekt solcher Berichterstattung ist bestens belegt. In einer israelischen Untersuchung fanden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler heraus, dass Menschen, die schreckliche Details von Attacken im Fernsehen sahen, Symptome einer Posttraumatischen Belastungsstörung entwickelten.

In einer anderen Studie, ebenfalls aus Israel, teilte eine Psychologin mehr als zweihundert Menschen in zwei Gruppen ein. Der ersten zeigte sie Nachrichtenbeiträge über Terrorismus. Der zweiten andere politische Nachrichten. Die Mitglieder der ersten Gruppe wiesen eine deutlich höhere Verängstigung auf.

Die Amerikanerinnen und Amerikaner haben Umfragen zufolge heute mehr Angst vor Terror als vor Hitzewellen und Autounfällen, obwohl beides jeweils für ein Vielfaches an Todesfällen verantwortlich ist.

Was aber hat der IS davon, wenn Menschen in Europa oder Amerika Angst haben?

Verängstigte Gesellschaften verhalten sich wie ein in die Ecke gedrängter Hund, der panisch um sich beißt. Dies gilt tragischerweise besonders für Demokratien. Dort verwandelt sich die Angst der Menschen schnell in Forderungen an die Politik. Die muss, um nicht als schwach zu erscheinen, etwas tun, und oft tut sie zu viel.

Das beste Beispiel ist der 11. September. In den ersten Oktobertagen 2001 verlangten in einer Umfrage 92 Prozent der Amerikanerinnen und Amerikaner eine militärische Antwort auf den Terroranschlag. Es folgte: Krieg in Afghanistan, Krieg im Irak. Wenige Terroristinnen und Terroristen hatten die USA provoziert, als Antwort wurden ganze Nationen angegriffen, Hunderttausende starben, unter ihnen viele Unbeteiligte, deren Familien so zu Amerika-Feinden wurden. Es folgte weiter: Guantánamo, Abu Ghraib, der Verrat an den Menschenrechten.

Viel leichter hätten es die USA den Rekrutierern des Terrors nicht machen können, sie gaben ihnen jede Menge valide Argumente.

Terroristinnen und Terroristen nähren sich an der Eskalation. Sie provozieren, stechen zu, greifen an, bis sie eine Reaktion bekommen. Die RAF wollte mit ihren Anschlägen den deutschen Staat zwingen, seine vermeintliche Nazi-Fratze zu zeigen. Die Islamistinnen und Islamisten wollen die gesamte westliche Welt in eine große Schlacht treiben. Auch jene terroristischen Personen, die nie in Syrien oder im Irak waren und sich im Kinderzimmer oder einer Hinterhofmoschee radikalisierten, sehen sich selbst als tapfere Soldatinnen und Soldaten in einem heroischen Krieg.

Es gibt diesen Krieg nicht. Der Kampf gegen den Terrorismus ist in Wahrheit eine Auseinandersetzung mit einigen radikalen Verbrecherinnen und Verbrechern. Wenn wir

das militärische Vokabular übernehmen, wie zum Beispiel der damalige französische Präsident François Hollande nach den Anschlägen von Paris, als er von einem „Akt des Krieges“ sprach, oder wie die FAZ, die nach dem Angriff in Barcelona von einem „Krieg gegen den Westen“ schrieb, dann tun wir ihnen einen riesigen Gefallen. Wir erheben sie zu etwas, das sie nicht sind.

Dies also sind die fünf Schritte der terroristischen Eskalation: Eins, es gibt einen Anschlag. Zwei, es wird viel darüber berichtet. Drei, das führt zu Angst. Die wiederum, vier, zu einer Überreaktion und schließlich, fünf, zu neuem Terrorismus.

Als Journalist könnte man einwenden, dass auf Schritt zwei, Berichterstattung, nicht immer, nicht zwangsläufig Schritt drei, Angst, folgen muss. Dass es darauf ankommt, wie wir berichten. Auch ich habe dieses Argument in Diskussionen oft benutzt, aber wenn ich ehrlich bin, halte ich es inzwischen für eine wohlklingende Ausrede. Es beruhigt unser Gewissen, in Wahrheit stimmt es nicht. Wie soll ich denn über Terroranschläge berichten, ohne dass dies Angst erzeugt?

Schreibe ich über die Täterinnen und Täter, verleihe ich ihnen Ruhm und verängstige die 99 Prozent („Was, wenn es noch mehr wie den gibt?“).

Berichte ich über die Opfer, zum Beispiel über tote Kinder, nähre ich ebenfalls die Angst („Was, wenn das mein Kind wäre?“) und den Durst nach Rache.

Selbst mit einem Artikel wie diesem hier erfülle ich letztlich das Kalkül der Terroristen. Denn allein die Wörter Amri, Breitscheidplatz, Weihnachtsmarkt lösen schon bestimmte Bilder im Kopf aus, die dann wieder zu Angst führen.

Es gibt daher nur einen Ausweg: Wir müssten verhindern, dass der Mechanismus überhaupt in Gang kommt: Wir müssten aufhören, über Terroranschläge zu berichten.

Stellen wir es uns vor, nur einen Moment lang: Keine Eilmeldungen mehr auf das Handy, keine Nachricht in der *Tagesschau*, kein *Brennpunkt* danach, keine Politikerinnen und Politiker, die untergehakt für Fotografinnen und Fotografen posieren und Statements des Bedauerns abgeben, und wenn doch, wäre da kein Mikrofon mehr, in das sie hineinsprechen könnten. Das Brandenburger Tor würde nicht mehr in den Farben des Anschlagslandes angestrahlt, die Attentäterinnen und Attentäter hätten keinen Grund mehr, sich als Heldinnen und Helden zu fühlen, sie wären auf das geschrumpft, was sie eigentlich sind – Kriminelle. Und wir alle würden einfach weiterleben, als wäre nichts geschehen. Wir würden weiterhin U-Bahn fahren, ohne Angst zu haben, würden weiterhin nach Barcelona fliegen, den Weihnachtsmarkt besuchen.

Unmittelbare Folgen hätte ein Anschlag dann nur für die Familien der Opfer, die Augenzeuginnen und -zeugen, das medizinische Personal und einige Therapeutinnen und Therapeuten – so wie bei einem Autounfall. Das können immer noch Hunderte Menschen sein, aber eben keine Millionen mehr. Nach einer Massenkarambolage auf der A 8 strahlt niemand das Brandenburger Tor an. Die Angst würde eingedämmt. Unsere Gesellschaft wäre gesünder.

Dieses Gedankenspiel ist wohlthuend und quälend zugleich, für mich als Journalisten besonders, denn natürlich widerspricht es meinem Berufsverständnis. Es ist meine Auf-



gabe, zu berichten. Systematisch zu schweigen wäre eine Form selbst auferlegter Zensur. Sofort führt man innere Debatten über die Pressefreiheit.

Was man dabei vergisst: Es gibt ein Beispiel dafür, dass wir Journalistinnen und Journalisten diese Art von Selbstzensur längst praktizieren – nur dass wir sie nicht so nennen.

1974 fand ein amerikanischer Soziologe heraus, dass sich in den USA immer dann außergewöhnlich viele Menschen umbrachten, wenn kurz zuvor Artikel über Selbstmorde in der *New York Times* erschienen waren. Er nannte das Phänomen „Werther-Effekt“, nach den Ereignissen um Goethes berühmten Roman aus dem 18. Jahrhundert, dem wohl gefährlichsten Bestseller der Literaturgeschichte. Damals hatten viele Leserinnen und Leser der verzweifelten Hauptfigur Werther nachgeeifert und sich eine Kugel in den Kopf geschossen.

Der Befund wurde in vielen Untersuchungen bestätigt: Je mehr Berichterstattung über einen Selbstmord, desto größer die Zahl der Nachahmenden. Deswegen haben sich Journalistinnen und Journalisten in vielen Ländern darauf geeinigt, nur sehr eingeschränkt über Suizide zu berichten.

Als etwa in Wien Mitte der 1980er die Zahl der Selbstmorde anstieg, veröffentlichte eine österreichische Beratungsstelle eine Broschüre. Darin stand, Journalistinnen und Journalisten sollten nicht „sensationsträchtig“ berichten, auf keinen Fall Tatdetails nennen, kein Foto zeigen, außerdem den Artikel mit einer Telefonnummer versehen, unter der man Hilfe bekommen kann. Die österreichischen Journalistinnen und Journalisten hielten sich daran, die Zahl der Selbstmorde sank um ein Drittel und blieb in der Folge niedrig.

Nicht-Berichterstattung rettet Leben – beim Thema Suizid reicht uns Journalistinnen und Journalisten das als Grund zum Schweigen.

Im vergangenen Jahr erschien im renommierten *Journal of Public Economics* ein interessanter Artikel. Michael Jetter, ein deutscher Ökonom an der University of Western Australia, berichtet darin von seiner Forschungsarbeit. Jetter hat weltweit 61.132 Anschläge aus den Jahren 1970 bis 2012 untersucht und die Frage gestellt, ob die Terroristinnen und Terroristen durch Medienberichte über andere Taten angeregt wurden. Das Ergebnis: Immer, wenn über einen Anschlag besonders ausführlich berichtet wurde, kam es in den darauf folgenden sieben Tagen zu weiteren Anschlägen, bei denen im Durchschnitt drei Menschen starben.

Jetter hat damit den Nachweis geführt, dass es auch bei Terroranschlägen eine Art Werther-Effekt gibt. Medienberichterstattung gebiert neuen Terrorismus. Anders gesagt: Weil wir berichten, sterben Menschen. 99 Prozent der interessierten Dritten mögen mit Angst und Schrecken reagieren, wenn sie in den Abendnachrichten die weinende Nonne Huguette sehen. Aber es gibt auch Menschen, die spüren in derselben Situation das Gegenteil – Eifer. Wenn diese Menschen hören, wie die Terroristen den Pfarrer erstachen, wie sich die Attentäter von Paris Sprengstoffwesten umbanden und sich am Fußballstadion in die Luft jagten, dann begreifen sie das als Anleitung. Diese Menschen schalten den Fernseher aus, ziehen los und morden.

Es gäbe weniger Anschläge, weniger Tote, wenn wir Journalistinnen und Journalisten stiller wären.

Am Morgen nach dem Anschlag in Barcelona klickte ich mich durch die Nachrichtenseiten im Netz. *Spiegel Online* widmete dem Terror die ersten sechs Artikel, die Online-Ausgaben der *Süddeutschen Zeitung* und der *FAZ* ebenfalls, bei der *ZEIT* waren es die ersten vier, bei *Bild* ebenso, dazu gab es dort noch ein Video und eine Fotostrecke „Die Bilder des Terrors“. Ich musste weit nach unten scrollen, bis ich etwas über Steuern, den Wahlkampf oder die Fußballbundesliga lesen konnte, die am selben Abend begann.

Wenige Stunden später stach ein Mann auf dem Marktplatz der finnischen Stadt Turku auf neun Passanten ein, zwei starben.

Wenn unsere Berichte dazu beitragen, Terroristinnen und Terroristen anzustacheln, warum lassen wir sie dann nicht sein? Warum behandeln wir Selbstmordattentäterinnen und -attentäter wie Attentäterinnen und Attentäter und nicht wie Selbstmörderinnen und Selbstmörder?

Nun kann man entgegnen: Eine Selbstmörderin oder ein Selbstmörder tötet sich selbst, eine Selbstmordattentäterin oder ein Selbstmordattentäter aber zusätzlich viele andere. Die Attentäterin bzw. der Attentäter schlägt im öffentlichen Raum zu, sie bzw. er greift unsere Gesellschaft an, und die Menschen haben ein Recht, das zu erfahren. Kurz: Terrorismus ist zu wichtig, um ihn zu verschweigen.

Ich habe dieses Argument immer für richtig gehalten, bis zum Sommer 2016. Damals war ich einer von Hunderten Journalisten, die nach München fuhren, nachdem dort ein junger Mann kurz zuvor im Olympia-Einkaufszentrum neun Menschen erschossen hatte. Jeder, auch ich, dachte: Da ist er also, der erste große Terroranschlag in Deutschland. Die Stadt war in Panik, uns Journalistinnen und Journalisten war klar, dieses Thema wird uns Tage, wahrscheinlich Wochen beschäftigen, viele Redaktionen schickten am nächsten Tag noch Verstärkung.

Dann jedoch geschah etwas Seltsames. Es stellte sich heraus, dass es sich bei den Morden nicht um einen Terroranschlag gehandelt hatte, sondern um einen Amokläufer – und sofort war alles anders: Die Menschen atmeten auf, waren erleichtert. Für uns Journalistinnen und Journalisten war das Thema auf einmal kleiner, die Redaktionen planten weniger Platz ein, viele Kolleginnen und Kollegen reisten ab.

Dabei hatte die Zahl der Opfer nicht abgenommen, auch nicht die Trauer der Angehörigen. Noch immer war unklar, ob der Täter Komplizinnen bzw. Komplizen oder Mitwissende gehabt hatte, es gab viele offene Fragen. Aber irgendwie war die Luft raus.

Wir halten Terroristinnen und Terroristen für viel gefährlicher als Amokläuferinnen und -läufer. Dabei ist das Risiko, bei einem Amoklauf zu sterben, in Wirklichkeit viel höher.

In unserer Wahrnehmung haben wir etwas relativ Ungefährliches gefährlich gemacht. Das ist ein riesiger Erfolg für die terroristische Szene. Sie haben diese Verdrehung mit ihrer Propaganda fest in uns verankert. Wenn aber die Wichtigkeit, die wir einer Attentäterin oder einem Attentäter zuschreiben, konstruiert ist, dann müssten wir sie auch dekonstruieren können, sodass wir beim nächsten Mal auf einen Terroranschlag mit dem gleichen Gemütszustand reagieren, den wir nach dem Durchatmen in München hatten.

Hätten wir das schon damals geschafft, hätte das vielleicht Morde verhindert. Michael Jettens Studie über den terroristischen Werther-Effekt war damals noch nicht veröffentlicht. Aber als ich sie später las, musste ich an die Tage vor und nach München zurückdenken, denn der Amoklauf war damals ja nicht die erste, nicht die einzige Gewalttat.

Erst verübte ein Islamist einen Axtangriff in einem Regionalzug in Würzburg. Riesige Pressewelle.

Vier Tage später der Amoklauf. Alle berichteten.

Zwei Tage später sprengte sich ein Attentäter in Ansbach in die Luft.

Es scheint, als überspringe der Werther-Effekt mühelos ideologische Gräben. Wer zur Gewalt neigt, imitiert eine gerade gesehene Pose: eine Amokläuferin bzw. ein Amokläufer die einer Islamistin bzw. eines Islamisten und umgekehrt.

Natürlich mache ich mir keine Illusionen. Ein medialer Terrorblackout wird uns nicht gelingen. Es würde ja nicht genügen, wenn zum Beispiel die *ZEIT* aufhören würde zu berichten. Auch der *Spiegel*, der *stern*, die *SZ*, die *Bild*, kurz: Alle deutschen Medien müssten mitmachen. Und selbst das würde nicht reichen. Viele Deutsche informieren sich über die *BBC*, die *New York Times* oder die *Neue Zürcher Zeitung*.

Und dann sind da natürlich noch die sozialen Medien, die jenseits des journalistischen Filters existieren. Man könnte ja nicht verhindern, dass irgendwer twittert: „*Je suis Charlie*“ und alle es nachmachen. Oder dass irgendeine Augenzeugin oder ein Augenzeuge ein Wackelvideo von toten Menschen postet wie nach Barcelona. Man würde Blut sehen oder eine Attentäterin bzw. einen Attentäter „*Allahu Akbar*“ rufen hören – ich will mir gar nicht ausmalen, welches Fest die Lügenpresse-Ruferinnen und -Rufer feiern würden, wenn dann kein Artikel dazu in der Zeitung stünde. Die Medien würden als Kartell beschimpft, das Informationen unterdrückt, und das auch noch zu Recht.

Die Terroristinnen und Terroristen wissen: Wir können nicht anders – und das nutzen sie aus.

Aber wir können von vielen schlechten Lösungen die besseren wählen. Das bedeutet: grundsätzlich so wenig Berichterstattung wie möglich. Nur, wenn es eine neue Information gibt. Dann nicht in Dauerschleife. Kurz, wenn möglich nicht als Aufmacher, sondern weiter hinten in der Sendung oder der Zeitung. Nicht sensationsgeladen, sondern nüchtern. Keine Bilder der weinenden Nonne benutzen, auch wenn man weiß, dass es starkes Fernsehen wäre.

Genauso wichtig wie der Umfang der Berichterstattung ist ihr Fokus. Am besten keine Berichterstattung über die Täterin oder den Täter. Keine Videos von ihr oder ihm, keine Fotos, schon gar nicht auf der Titelseite, keine biografischen Details, wenn möglich noch nicht mal ihren bzw. seinen Namen und wenn doch, dann abgekürzt. Alles was sie oder ihn glorifiziert, was Ruhm und Bekanntheit bedeutet, muss verhindert werden. Lieber die Opfer in den Vordergrund rücken, aber auch hier gilt: dem Impuls widerstehen und möglichst unemotional berichten.

Mit welcher Sprache sollten wir uns dem Thema widmen? Jedenfalls nicht mit der Terminologie der Täterinnen und Täter. Wir sollten nicht von „Krieg“ reden, nicht von „Krie-

gerinnen und Kriegern“, schon gar nicht von „Gotteskriegerinnen und -kriegern“. Auch nicht von „Soldatinnen und Soldaten“ oder „Schlachten“. Das Wort „heilig“ sollten wir vermeiden genauso wie alles andere, was die Täterin bzw. den Täter überhöht, was sie oder ihn zum Helden machen könnte. Besser eignen sich Begriffe, die klein machen, die klar negativ konnotiert sind: „kriminell“, „Verbrecherin oder Verbrecher“, „Mörderin bzw. Mörder“.

Und noch etwas könnte man probieren. Es mag verrückt klingen, aber es wäre einen Versuch wert. Wir könnten unter Artikel über Terrorismus eine Telefonnummer einer Deradikalisierungsstelle drucken, versehen mit einem Hinweis, so wie wir es auch machen, wenn wir über einen Selbstmord berichten.

Es gibt so viele Beispiele von gesellschaftlichen Verlierern, die sich auf der Suche nach Sinn in ihrem Leben radikalieren, dass ich es nicht für ausgeschlossen halte, den einen oder anderen Menschen mit einem Hilfsangebot zu erreichen. Die Deradikalisierungsstellen machen ja erfolgreiche Arbeit, sie haben viele Beispiele von jungen Menschen, die zurück gefunden haben ins Leben, die einsehen, dass die Radikalisierung ein Irrweg war. Den Weg zu dieser Einsicht sollten wir für Betroffene so einfach und zugänglich wie möglich machen.

All das würde das Terrorismus-Problem vielleicht ein wenig lindern. Wer es lösen will, müsste die Berichterstattung ganz sein lassen und dafür gibt es nur einen Weg: Das Interesse an den Anschlägen muss nachlassen. Wir müssen abstumpfen.

Deswegen ist jede Attacke, die uns gleichgültig lässt, jeder Anschlag, den wir schnell wieder vergessen, jeder Tag, an dem das Brandenburger Tor nicht aus Solidarität in eine Lichtflagge gehüllt ist, ein Schritt in die richtige Richtung. Wenn wir nach dem nächsten Anschlag vom ARD-*Brennpunkt* mit den Terrorbildern umschalten und lieber Fußball gucken, dann sollten wir dies nicht mit einem schlechten Gewissen tun. Sondern mit einem guten Gefühl.